

ich noch klein gewesen war, an einem heißen Sommertag des Jahres 1735. Annabelle und ich hatten uns oft ein Pony geteilt und wir waren damit durch die Wälder geritten wie Banditen, obwohl ihre Mutter und Madame de Marquenpierre es uns verboten hatte. Und nun stand sie vor mir und versuchte mir zu erklären, dass ich anders war, als es sich gehörte.

Ich kletterte hinunter und sprang die letzten Meter vom Baum.

»Dein Mund ist mit Kirschsafft verschmiert.« Sie klang vorwurfsvoll.

Ich wischte mit dem Ärmel darüber. »Kommst du mit zum Fluss?« Mit langen Schritten ging ich voraus und achtete nicht darauf, dass Annabelle befürchtete, sich ihr Kleid zu ruinieren. Ich setzte mich auf einen Baumstamm, der halb ins Wasser ragte und betrachtete mein Spiegelbild. Lachte. Und reinigte mein Gesicht mit dem klaren

Wasser der Dordogne. Annabelle wagte sich nur vorsichtig zu mir, obwohl sie diesen Ort in- und auswendig kannte. Es war unser Paradies und sie war diejenige, die sich daraus selber vertrieb.

»Was ist mit dir?«, fragte ich geradeheraus, so wie ich damals war. Ließ die Beine baumeln, während unter uns der Strom wie ein schwarzer Spiegel dahinfloss. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie mir ehrlich antworten würde, aber sie tat es.

»Warst du jemals verliebt?« Sie sah mich nicht an.

»In Kirschen und den Himmel, mehr brauche ich nicht.« Ich entdeckte ein Blatt, das sich in meinen Locken verfangen hatte, und ließ es in den Fluss fallen.

»Ich meine richtig. In einen Mann.«

Ich fand, dass wir zu jung waren, um uns in richtige Männer zu verlieben wie die Damen in der Stadt, die hinter ihren

Fächern tuschelten und den Herren zu Pferde sehnsuchtsvolle Blicke zuwarfen. Diese Frauen kletterten nicht auf Bäume. Diese Frauen aßen nicht einmal Kirschen.

»Niemals«, sagte ich aus vollstem Herzen. »Ich will nicht heiraten.«

Annabelle sah mich entsetzt an. »Aber du musst! Du bist die einzige Tochter deines Vaters, du wirst vielleicht sogar einen Comte heiraten, oder einen Duc, und in einem herrlichen Schloss wohnen.«

»Mir gefällt unser Schloss.«

»Du kannst da nicht ewig bleiben. Hat man dir denn nicht gesagt, wie das ist, wenn man eine Dame wird?«

Ich seufzte. Natürlich hatte man. Zur Genüge, doch nichts davon hatte sich in meinem Gedächtnis so festgesetzt, dass es all die schönen Dinge verdrängen konnte, die darin weilten. Die Berichte der Seefahrer oder die römischen Dichter. Alles

schien mir interessanter als das Wissen über die Gepflogenheiten einer Dame.

»Ich werde ja eine Dame. Aber noch nicht jetzt.«

»Louise.« Sie klang so tadelnd wie eine meiner Basen. »Merkst du nicht, dass man bereits über dich redet? Du trägst noch immer kein Korsett. Und dein Haar!«

Ich sah verkniffen drein. Annabelle hatte sich nie um die Taillen anderer gekümmert und erst recht nicht um ihre eigene. Von ihrem Haar ganz zu schweigen.

»Wie heißt er?«

Sie schwieg eine Weile, bevor sie antwortete. »Es ist Marcel de Pierron. Mein Vater hat ihn als meinen Ehemann ausgesucht.«

Marcel de Pierron. Ich kannte ihn gut, er gehörte zu den Gästen, die mein Vater regelmäßig empfing. Er hatte eine große Nase und eine steile Falte zwischen den

Augen. Er war noch jung, aber er lächelte niemals, selbst nicht, wenn unsere Hündin Chouchou um seine Beine herumschlich und ihn zum Spielen aufforderte.

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Marcel de Pierron! Monsieur Griesgram. Hast du deine Eltern gefragt, ob sie sich einen Scherz erlaubt haben?« Der Gedanke, ihn und Annabelle zusammen zu sehen, amüsierte mich, ich lachte so sehr, dass der Baum unter uns schaukelte.

Annabelle rückte ab. Ich hatte sie verletzt. Sie war rot angelaufen und alles an ihr sprach von Ablehnung. »Ich finde ihn gutaussehend. Und er hat ein gutes Herz.«

»Annabelle! Er spricht nicht in Gegenwart von Damen. Er wartet immer, bis unser Mädchen und ich den Raum verlassen haben, weil er findet, dass Männergespräche nichts für die Ohren